

Christa Dürscheid

Von der Schriftlichkeit zur Mündlichkeit

Vortrag anlässlich der Verleihung
des Konrad-Duden-Preises der Stadt Mannheim
am 16.03.2022

Laudatio von Christian Fandrych



Laudatio auf Christa Dürscheid

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Kurz,
sehr geehrte Vertreterinnen und Vertreter der Stadt Mannheim,
sehr geehrter Herr Carstens, liebe Kathrin Kunkel-Razum,
sehr geehrte Preisträgerin, liebe Christa Dürscheid, liebe Familie von Christa Dürscheid,
sehr geehrte Damen und Herren!

Laudationes sind, wie wir wissen, keine einfachen Textsorten. Im Falle des Konrad-Duden-Preises kommt hinzu, dass man als Laudator bis zur Entscheidung des Komitees nicht weiß, wen man belobigen darf. Und so war es mir eine sehr große Freude, aber auch Erleichterung, als am 5. November 2020 offiziell bekannt gegeben wurde, dass Prof. Christa Dürscheid die neue Preisträgerin sei. Eine Erleichterung, weil ich viele (aber, wie sich herausstellen sollte: letztlich nur einen kleinen Teil) ihrer Arbeiten schon kannte und schätzte. Eine Freude, da mir diese Aufgabe die offizielle Dienstpflicht auferlegte, mich noch viel intensiver mit den Schriften und Arbeiten von Christa Dürscheid auseinanderzusetzen. Froh bin ich auch, dass ich diese Laudatio nach dem coronabedingten Aufschub nun auch wirklich halten darf – denn wenn man sich die wissenschaftliche Produktivität von Christa Dürscheid ansieht, weiß man, dass in einem Kalenderjahr viele neue und wichtige Arbeiten hinzukommen, die es wert sind, in eine Laudatio aufgenommen zu werden.

So sind von Christa Dürscheid im letzten Jahr unter anderem zwei Werke erschienen, die ich zum Ausgangspunkt meiner weiteren Ausführungen nehmen möchte: Es ist dies zum einen das Büchlein „Wie sagt man wo?“, das 2021 im Dudenverlag erschienen ist,¹ zum anderen der von Christa Dürscheid und Sarah Brommer herausgegebene Band „Mensch. Maschine. Kommunikation. Beiträge zur Medienlinguistik“.²

Im Mittelpunkt: Sprachgebrauch & Medienlinguistik

Im Mittelpunkt der beiden Werke stehen Fragen des aktuellen Sprachgebrauchs und der Sprachvariation im Deutschen, mit besonderem Augenmerk auf regionale und mediale Faktoren. Lassen Sie mich zunächst einen kurzen Blick auf die mediale Dimension werfen.

¹ Dürscheid, Christa (2021): *Wie sagt man wo? Erstaunliche Sprachvielfalt von Amrum bis ins Zillertal*. Berlin: Dudenverlag

² Dürscheid, Christa und Sarah Brommer (Hgg.) (2021): *Mensch. Maschine. Kommunikation. Beiträge zur Medienlinguistik*. Tübingen: Narr

Mit Christa Dürscheid wird, wie dies auch in der Würdigung zur Preisverleihung hervorgehoben wird, eine Pionierin der Untersuchung des medial-digitalen Sprachgebrauchs geehrt. Dabei standen vor allem die stark interaktiven Formen der digitalen Kommunikation im Mittelpunkt – von E-Mails über SMS-Nachrichten bis zur WhatsApp- oder Foren-Kommunikation. Ein erster Beitrag zu diesem Thema erschien bereits 1999 in der Zeitschrift „Papiere zur Linguistik“ – es handelt sich um die publizierte Fassung ihres Habilitationsvortrags (dazu später noch etwas mehr).³ Früh schon arbeitet Christa Dürscheid hier und in weiteren Beiträgen die besonderen kommunikativen Bedingungen, Funktionen und Dynamiken schriftbasierter digitaler Kommunikation heraus. So wird auch deutlich, dass gängige Kommunikationskonzepte, die zwischen einem prototypisch mündlich-informellen Modus einerseits, einem schriftlich-formellen Modus andererseits unterscheiden, den modernen Kommunikationsverfahren nicht gerecht werden.⁴ Neben den grammatischen und lexikalischen Aspekten interessiert sie sich auch für die neuen orthografischen Praktiken und graphostilistischen Möglichkeiten, also für die Nutzung von Emoticons, Emojis, Stickern, Memes, aber auch für die multimodale Einbindung von Fotos, Videos, Audiodateien etc. Wer hier einen umfassenden Überblick gewinnen möchte, dem/der sei etwa Christa Dürscheids Beitrag „Schreiben in Sozialen Medien“ von 2020 empfohlen,⁵ der anhand ihres WhatsApp-Korpus (das alle vier Amtssprachen der Schweiz umfasst) unter anderem die vielfältigen Funktionen von Emojis verdeutlicht. Sie zeigt auf, dass Emojis entgegen manch gängiger Annahme nicht im Begriff sind, sich zu einem eigenständigen sprachlichen Symbolsystem zu entwickeln. Vielmehr dienen sie dazu, schriftsprachlich verfasste Nachrichten zu ergänzen, emotional zu färben und einzuordnen. Sie können sowohl die Funktion traditioneller Satzzeichen einnehmen als auch beziehungsgestaltend oder metakommentierend wirken. Eine Kommunikation nur auf der Basis von Emojis ist – so zeigen das auch Dürscheid und Frick in dem 2016 erschienenen Buch „Digitales Schreiben“,⁶ aufgrund der Vieldeutigkeit und instabilen Interpretation von Emojis kaum zu erwarten. Dennoch breiten sich Emojis weit über ihr ursprüngliches Biotop hinaus auch in die formellere digitale Kommunikation aus, wie Dürscheid aufzeigt.

Der gerade erwähnte thematische Band „Mensch. Maschine. Kommunikation“ macht deutlich, wie intensiv Christa Dürscheid, hier in bewährter Zusammenarbeit mit Sarah Brommer, auch die neuesten kommunikativ-medialen Entwicklungen verfolgt. In den Blick geraten dabei nun zunehmend auch neue Formen der *Mündlichkeit* – sie wird uns dazu in ihrem Vortrag gleich noch mehr berichten. Wenn Ihnen der Titel dieses Sammelbands noch etwas zu technisch

³ Dürscheid, Christa (1999): Zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit: die Kommunikation im Internet. In: Papiere zur Linguistik 60, Heft 1, 17-30.

⁴ Besonders deutlich schon in Dürscheid, Christa (2003): Medienkommunikation im Kontinuum von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Theoretische und empirische Probleme. In: Zeitschrift für Angewandte Linguistik 38, 37-56

⁵ Dürscheid, Christa (2020): Schreiben in Sozialen Medien. Bestandsaufnahme und Perspektiven. In: Marx, Konstanze/Lobin, Henning/Schmidt, Axel (Hrsg.): Deutsch in Sozialen Medien - interaktiv, multimodal, vielfältig. Berlin/Boston: de Gruyter (= Jahrbuch des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache 2019), 35-50

⁶ Dürscheid, Christa/Frick, Karina (2016): Schreiben digital: Wie das Internet unsere Alltagskommunikation verändert. Stuttgart: Kröner

vorkommt, ändert sich das eventuell, wenn Sie einen Blick in den einen oder anderen Beitrag werfen. Als Beispiel will ich nur Florina Züllis Artikel nennen, der mir die – für mich bisher fremde – sprachlich-kommunikative Seite des Online-Datings nähergebracht hat. Sein Titel lautet: „‘Neuer Partner‘ in den Warenkorb hinzufügen? Zu den Veränderungen des Online-Datings von Parship über Tinder bis zum künstlichen Partner“ (S. 102-130).

Das zweite eingangs erwähnte neue Buch, „Wie sagt man wo?“, steht für einen weiteren wichtigen Forschungsstrang von Christa Dürscheid: Sprachvariation in regionaler sowie arealer Hinsicht. Es vereint in lockerer Auswahl Beobachtungen und Erkenntnisse zum Sprachgebrauch und zur Sprachvariation in den deutschsprachigen Ländern. Dabei bedient es sich teils wissenschaftlicher Quellen, teils beruht es auf Beobachtungen und Anekdoten aus dem Alltag, welche Christa Dürscheid nicht selten auch über *Twitter* mit der beachtlich großen Gruppe ihrer *Follower* teilt. Dabei kann sie unter anderem⁷ aus dem reichen Fundus einer von ihr selbst – zusammen mit Stephan Elspaß und Arne Ziegler – erarbeiteten innovativen und originellen wissenschaftlichen Quelle schöpfen: Es handelt sich um die „Variantengrammatik des Standarddeutschen“,⁸ die seit 2018 allen Interessierten als Online-Nachschlagewerk auf den Seiten des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache zur Verfügung steht (<http://mediawiki.ids-mannheim.de/VarGra/index.php/Start>). Die „Variantengrammatik“ zeigt auf der Basis eines umfangreichen Zeitungskorpus, das 600 Millionen laufende Wörter umfasst, wie einheitlich, aber auch wie divers das heutige Standarddeutsch in den verschiedenen Arealen des deutschen Sprachraums ist. Das sehr nutzerfreundliche Portal bietet dabei einerseits Grundlagenartikel, die man als linguistische Einführungen in den jeweiligen Themenbereich lesen kann (Christa Dürscheid hat selbst zwei solcher Beiträge verfasst). Zum anderen findet sich eine Vielzahl von Artikeln zu Phänomenen, die „variationsverdächtig“ sind, versehen mit vielen plastischen Beispielen, Erklärungen, Frequenztabellen und übersichtlichen Karten.

So lernen wir zum Beispiel zum seit einigen Jahren immer wieder intensiv diskutierten *am-Progressiv* (*ich bin am Arbeiten / sie ist grade am Feiern*), dass diese Form – mit gewissen grammatischen Einschränkungen – vor allem in der Schweiz, aber auch in Österreich und Deutschland durchaus auch im geschriebenen Standard gebräuchlich ist – also keineswegs nur in der gesprochenen Sprache oder rein umgangssprachlich auftritt. Und wenn Sie in der Zeitung lesen, dass jemand etwas nicht wirklich *in die Reihe bekommen hat*, dann vertiefen Sie sich wahrscheinlich gerade in die „Thüringer Allgemeine“ – im mittelostdeutschen Sprachraum ist dies jedenfalls üblich und bedeutet keinesfalls, dass der oder die Schreiber/-in ihren/seinen Artikel stilistisch nicht wirklich *auf die Reihe bekommen hat*.

Woher kommt dieses Interesse für Sprachvariation und verschiedenste Formen und Funktionen von Sprachverwendung – noch dazu bei einer Wissenschaftlerin, die ihre wissenschaftliche

⁷ Neben dem „Atlas der deutschen Alltagssprache“ und dem „Variantenwörterbuch des Deutschen“.

⁸ Variantengrammatik des Standarddeutschen. Ein Online-Nachschlagewerk. Verfasst von einem Autorenteam unter der Leitung von Christa Dürscheid, Stephan Elspaß und Arne Ziegler. 2018 ff.

Karriere mit Fragen der Syntax und Grammatiktheorie begonnen hatte? Dazu müssen wir, so denke ich, einen Blick in ihren Lebenslauf werfen.

Biografisches

Christa Dürscheid wuchs in der kleinen Gemeinde Willstätt bei Kehl als zweites von drei Kindern auf. Dort hatte ihr Vater als Schreinermeister zusammen mit ihrer Mutter eine Werkstatt aufgebaut, die inzwischen vom älteren Bruder geführt wird – bis heute unter wohlwollender Begleitung der Mutter, die als Seniorchefin täglich nach dem Rechten sieht. Der jüngere Bruder widmete sich den Ingenieurwissenschaften. Der alemannische Dialekt wird so von Anfang an fester Bestandteil ihres Mehrsprachigkeitsportfolios. Als Christa Dürscheid zum Abschluss ihrer Schullaufbahn am nahegelegenen Gymnasium in Kehl der Abiturpreis verliehen wird, strahlt der damit verbundene Glanz auf die Familie und die ganze Gemeinde aus.

Nach dem Abitur studierte Christa Dürscheid zunächst Germanistik und Französisch in Freiburg/Breisgau, allerdings erliegt sie bald schon den Verlockungen des nahen Nachbarlandes Frankreich. Bei ihrer Tätigkeit als Reiseleiterin für Jugendgruppen in Frankreich lernt sie ihren späteren Ehemann kennen. Mit dem Pädagogischen Austauschdienst geht es dann für ein Jahr an ein Collège in die Nähe von Paris. Im Anschluss setzt sie ihr Studium an der Universität zu Köln fort, wo auch ihr Ehemann, der aus dem Rheinischen stammt, studiert. Eine wissenschaftliche Karriere hatte sie zunächst gar nicht im Blick – eher dachte sie an publizistische Tätigkeiten oder auch den Lehrberuf. Diese Interessen und Begabungen erklären wichtige Facetten von Christa Dürscheids späterem Wirken, denn sie ist nicht nur eine exzellente Wissenschaftlerin, sondern auch eine passionierte Vermittlerin und Lehrerin, die es wie wenige Kolleg/-innen versteht, auch eine breite Öffentlichkeit für sprachliche und sprachwissenschaftliche Fragen zu interessieren und zu begeistern.

In Köln wird schnell Heinz Vater auf Christa Dürscheid aufmerksam. Nach dem Ersten Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien im Jahr 1985 folgt so nicht das Referendariat, sondern die Promotion – fast in Rekordzeit, möchte man hinzufügen: Schon 1989 erscheint ihre Dissertation mit dem Titel „Zur Vorfeldbesetzung in deutschen Verbzweit-Strukturen“.⁹ Als wissenschaftliche Assistentin und später als DFG-Stipendiatin schlägt Christa Dürscheid nun endgültig den Weg in die Wissenschaft ein. Neben der Arbeit an der Habilitation reichert sie ihre Kölner Jahre aber auch mit der Würze von Gastdozenturen an Universitäten in Prag, Budapest, Nanjing, Wolgograd und Sofia an. Das Interesse an Gastdozenturen in verschiedensten Ländern hat sie seither nicht mehr verlassen.

In der 1999 erschienen Habilitationsschrift beschäftigt sich Christa Dürscheid wiederum mit einem komplexen kerngrammatischen Thema: „Die verbalen Kasus des Deutschen: Untersuchungen zur Syntax, Semantik und Perspektive“.¹⁰ Als Zeugen für die hohe wissenschaftliche

⁹ Christa Dürscheid (1989): Zur Vorfeldbesetzung in deutschen Verbzweit-Strukturen. Wissenschaftlicher Verlag Trier.

¹⁰ Christa Dürscheid (1999): Die verbalen Kasus des Deutschen: Untersuchungen zur Syntax, Semantik und Perspektive. De Gruyter, Berlin 1999.

Qualität und Gründlichkeit, welche die Habilitationsschrift auszeichnen, möchte ich hier den Leipziger Linguisten Gerhard Helbig anführen, dem übrigens exakt vor 28 Jahren, am 16.3.1994, hier in Mannheim der Konrad-Duden-Preis verliehen wurde. In seiner Rezension aus dem Jahr 2000¹¹ schreibt er:

Insgesamt bietet das Buch einen sehr gut gelungenen Überblick über den außerordentlich kontrovers diskutierten Bereich der deutschen Kasus [...]. Hervorzuheben ist [...] die beeindruckende Komplexität, in der unterschiedliche Blickrichtungen (z. B. onomasiologisch vs. semasiologisch) ebenso integriert werden wie unterschiedliche Forschungsrichtungen (traditionelle, deskriptiv-strukturalistische, generative, kassusemantische, inhaltbezogene, funktional-pragmatische). Es besticht besonders, daß die Verfn. niemals im Dschungel des Stoffes „versinkt“, sondern vielmehr immer ihren „roten Faden“ verfolgt und zudem in besonderem Maße durch begriffliche Differenzierungen neue Erkenntnisse einbringt.

Die hier angesprochene Offenheit Christa Dürscheids für unterschiedlichste Perspektiven, Ansätze, Theorien und ihre Fähigkeit, verschiedene Beschreibungsansätze undogmatisch in ihrer jeweiligen Leistungsfähigkeit einzuordnen und zu bewerten, prägen ihr wissenschaftliches Oeuvre bis heute maßgeblich.

Die Habilitation bedeutete nach Christa Dürscheids eigenem Erleben eine gewisse wissenschaftliche Neuorientierung: Bei der Suche nach einem guten Thema für den Habilitationsvortrag stieß sie u.a. auf das Thema Sprach- und Kommunikationswandel im Kontext der Digitalisierung. Aus dieser Themensuche sollte sich ein Forschungsschwerpunkt entwickeln, den sie, wie wir gesehen haben, bis heute intensiv verfolgt.

Aber auch ihr Interesse für areale und regionale Variation wuchs. Nachdem Christa Dürscheid ihr Varietätenspektrum mit dem Rheinischen über mehr als ein Jahrzehnt substanziell erweitert hatte, war es an der Zeit, sich in weiteren Spracharealen des deutschsprachigen Raums umzutun. Sie vertrat zunächst eine Stelle in Stuttgart, um sich in der Folge von 2000 bis 2002 an der Universität Münster als Hochschuldozentin mit dem Westfälischen anzufreunden. Dann aber rief mit Macht wieder der Süden: Den Verlockungen der Universität Erlangen widerstand sie, als man sie auf den renommierten Lehrstuhl für „Deutsche Sprache, insbesondere Gegenwartssprache“ in der Nachfolge von Horst Sitta an die Universität Zürich berief. Mit Horst Sitta verband und verbindet sie wissenschaftlich das Interesse für eine struktur- *und* funktionsbezogene Beschreibung der deutschen Gegenwartssprache, für die Schriftlinguistik und nicht zuletzt für die Rolle der Sprachwissenschaft in der Gesellschaft. Die Berufung nach Zürich im Jahr 2002 führte nun zu einem weiteren substanziellen Ausbau ihres Mehrsprachigkeitsportfolios. Den *Züritüütschen* Dialekt beherrscht sie eher rezeptiv denn produktiv, dennoch hat sie pragmatisch-kommunikativ und auch lexikalisch eine weitere sprachliche Identität hinzugewonnen, über die sie z.B. schon 2009 im „Tagesanzeiger“ berichtet:

¹¹ Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 2000, Heft 67/3, S. 354-356.

Man muss wissen, wie man in der Schweiz bei einem „Anlass“ grüßt (reihum mit Handschlag und Namen), wie man sich zuprostet (intensiver Blickkontakt, Anstoßen und Name), wie und mit wem man „Duzis macht“, wie man Wünsche vorbringt (bittend, nicht fordernd), wie man Kritik äußert (zurückhaltend) und wie man sich in Diskussionen verhält (diplomatisch).¹²

Dieser kurze biografische Abriss sollte deutlich gemacht haben, dass Christa Dürscheid persönlich vielfältiges Anschauungsmaterial für ihre Beobachtungen zum Varietätenspektrum des Deutschen sammeln konnte. Dabei interessieren sie neben der Grammatik und Lexik vor allem auch die pragmatisch-kommunikativen Muster, Erwartungen und Bewertungen. Diese Aspekte spielen bereits in der „Variantengrammatik“ eine wichtige Rolle, stehen aber auch in einigen ihrer neuen Forschungsprojekte im Mittelpunkt, so etwa die Formen des Anredeverhaltens im deutschsprachigen Raum.

In Zürich hat Christa Dürscheid eine Vielzahl weiterer hochkarätiger Forschungsprojekte initiiert, viele davon mit Förderung des Schweizerischen Nationalfonds. Zu nennen sind hier insbesondere die Leitung des Projekts „Schreibkompetenz und Neue Medien“ (2006-2011), in dem sie formellere Schultexte und informelle Kurznachrichtentexte von Schülerinnen und Schülern vergleichend untersucht und nachweist, dass die erhobenen Daten nicht darauf hindeuten, dass die digitalen Kommunikationsformen sich negativ auf die Schreibleistung der Schüler/-innen in Schulaufsätzen auswirken. In verschiedenen Projekten zur digitalen Kommunikation und zu digitalen Sprachressourcen vereint Christa Dürscheid ihre Interessen für areale und mediale Variation und baut für deren empirische Untersuchung umfangreiche Sprachdatenbanken auf. So war sie Ko-Leiterin des Projekts „SMS communication in Switzerland: Facets of linguistic variation in a multilingual country“ (2011-2016) sowie des großen länderübergreifenden Projekts „What’s up, Switzerland?“ (2016-2019), das mit meinem Kollegen Beat Siebenhaar auch einen Leipziger Ableger hat. Was in Bezug auf WhatsApp in der Schweiz so los ist, das können Sie alle im gleichnamigen Korpus auch selbst erkunden – es umfasst ca. 5,5 Mio laufende Wörter und 350.000 Emojis. Zu nennen ist auch das stärker didaktisch orientierte Projekt „Digitale Sprachressourcen. Empirische Analysen und Perspektiven“ (2018-2020),¹³ das unter anderem die Nutzung digitaler sprachbezogener Angebote in der Schule zum Gegenstand hat – als hätte Christa Dürscheid geahnt, dass ab 2020 digitale Ressourcen in Schulkontexten zu *dem* beherrschenden Thema werden würden.

¹² Christa Dürscheid (2009): Vom „Duzis-Machen“ und Dankesagen. Tagesanzeiger 31.07.2009.

¹³ Siehe <https://www.ds.uzh.ch/de/projekte/digitale-sprachressourcen.html>, 15.2.2022.

Sprache in der Öffentlichkeit, Vermittlungsarbeit

Das letztgenannte Projekt steht auch exemplarisch für das bereits erwähnte außergewöhnliche Interesse und Engagement Christa Dürscheids für den Dialog zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit sowie für die Verbindung von Forschung und Lehre. Darauf möchte ich abschließend anhand einiger weniger Beispiele eingehen.

Wir haben schon am Beispiel Twitter gesehen, dass unsere heutige Preisträgerin die Medien und Kommunikationsformen, die sie analysiert, teilweise auch selbst intensiv nutzt. Zur aktiven *Twitterin* wurde Christa Dürscheid mit der Publikation der „Variantengrammatik“: Seither betreibt sie den Variantengrammatik-Twitteraccount, der inzwischen über 5.000 *Follower* hat – einer davon spricht gerade zu Ihnen. Ziel war es zunächst, die Ergebnisse der „Variantengrammatik“ an eine möglichst breite Öffentlichkeit zu tragen. Seit 2019 tweetet und re-tweetet Christa Dürscheid über diesen Account Wissenswertes, Aktuelles und Kurioses zur deutschen Sprache – jeden Tag. Ihre Aktivitäten als Twitterin sind aber nur die logische Fortsetzung ihrer schon seit Langem bestehenden Bemühungen, wissenschaftliches Wissen weiterzugeben. Zu nennen ist hier zunächst ihr erstmals im Jahr 2000 publiziertes, 2012 in der sechsten Auflage erschienenes Buch „Syntax. Grundlagen und Theorien“,¹⁴ das viele Generationen von Studierenden mit zentralen Methoden und Ansätzen in der Grammatikforschung vertraut gemacht hat. Das Buch vereint eine gründliche Einführung in linguistische Methoden und Kategorien mit der Darstellung wichtiger Beschreibungsansätze. Es finden sich nicht nur Theorien im engeren Sinne (wie die Valenztheorie oder die Generative Grammatik), sondern auch eine exzellente Beschreibung des für das Deutsche sehr einflussreichen Stellungsfeldermodells (Kapitel 6).

Ein weiteres Standardwerk sei hier besonders hervorgehoben: Die „Einführung in die Schriftlinguistik“.¹⁵ Dieses zuerst 2002 erschienene Werk, das inzwischen (2016) in der fünften Auflage vorliegt, hat eine zentrale Lücke gefüllt, indem es die linguistische Beschäftigung mit dem Schreiben in einer sehr umfassenden Weise in den Blick nimmt. Denn obwohl bis vor wenigen Jahrzehnten fast alle sprachbezogenen Untersuchungen auf schriftsprachlichen Texten basierten, hatte sich in der Sprachwissenschaft vielerorts die Überzeugung breitgemacht, dass die gesprochene Sprache der eigentliche Gegenstand der Sprachanalyse sei. Die Ebene der Schriftlichkeit wurde darüber als ernstzunehmendes linguistisches Thema vernachlässigt, weil sie oft als etwas betrachtet wurde, das der Sprache nur äußerlich zukomme. Christa Dürscheids „Schriftlinguistik“ macht in sehr umfassender Weise deutlich, wie unzutreffend eine solche gewissermaßen doppelt kurzsichtige Betrachtungsweise ist. Sie gibt in sieben gründlich recherchierten und in Teilen auf eigener Forschung basierenden Kapiteln einen umfassenden Einblick in die zentrale Rolle von Schriftlichkeit und schriftbezogener Forschung. Die „Einführung in die Schriftlinguistik“ ist insgesamt als engagiertes Plädoyer dafür zu lesen, Schrift und Schriftlichkeit als integralen Gegenstand der Linguistik wissenschaftlich ernst zu nehmen und ihre

¹⁴ Dürscheid, Christa (2012): *Syntax. Grundlagen und Theorien. Mit einem Beitrag von Martin Businger*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. 6., aktualisierte Auflage (= UTB 3319) [1. Auflage 2000].

¹⁵ Christa Dürscheid (2016): *Einführung in die Schriftlinguistik*. Mit einem Kapitel zur Typographie von Jürgen Spitzmüller. 5., korrigierte und aktualisierte Auflage [1. Auflage 2002]. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Einbindung in verschiedene kommunikative Prozesse zu untersuchen. Wie visionär dies zur Zeit der Erstauflage war, zeigt die hohe Aufmerksamkeit, die der eigenständigen Dynamik des Schreibens inzwischen in der digitalen Welt zukommt.

Abschluss

Es ist im Rahmen der trotz allem sehr kurz bemessenen Zeit leider nicht möglich, auch nur annähernd alle weiteren wichtigen Aspekte von Christa Dürscheids akademischer Karriere zu würdigen. Die publizistischen Spuren, die Christa Dürscheid in Newslettern, Fernseh- und Rundfunksendungen oder auf Online-Portalen hinterlassen hat, müssten Sie – und können Sie – selbst erkunden – nehmen Sie sich aber bitte Zeit dafür! Auch die Breite ihrer Publikationen kann ich hier nur andeuten. Erwähnt sei hier nur, dass Christa Dürscheid auch zu Fragen der Sprachdidaktik an Schule und Hochschule, zur Jugendsprache, zum Hashtag und seiner Geschichte, zum Verhältnis von Standard, Norm und Variation, zur Sprachkritik, zum Sprachwandel in der Grammatik, zur Sprachenpolitik und zur Orthografie publiziert hat. Gleichzeitig ist Christa Dürscheid eine unermüdliche Rezensentin – auf ihrer Publikationsliste werden bis dato (März 2022) nicht weniger als 54 Rezensionen zu den verschiedensten theoretischen und angewandten linguistischen, didaktischen, sprachenpolitischen und medienwissenschaftlichen Themen angezeigt. Es verwundert somit nicht, dass das Wirken von Christa Dürscheid auch an anderer prominenter Stelle bereits Anerkennung gefunden hat – so wurde sie 2016 in die „Akademie der Wissenschaften Agder“ mit Sitz in Kristiansand in Norwegen aufgenommen, 2018 war sie Fellow am Alfried Krupp-Wissenschaftskolleg in Greifswald und 2020 Fellow am Center for Advanced Internet Studies (CAIS) in Bochum.

Der Konrad-Duden-Preis soll vor allem bedeutende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ehren, die Brücken schlagen zwischen der germanistischen Sprachwissenschaft und der Öffentlichkeit und die den Dialog mit der Wissenschaft beleben und fördern. Ich hoffe, dass meine heutigen Ausführungen zumindest ansatzweise aufzeigen konnten, was für eine exzellente Wahl die Jury mit Christa Dürscheid getroffen hat!

Von der Schriftlichkeit zur Mündlichkeit

Kommunikation mit Menschen und Maschinen

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Kurz,
sehr geehrte Vertreterinnen und Vertreter der Stadt Mannheim,
sehr geehrter Herr Carstens, liebe Kathrin Kunkel-Razum,
liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Familie,

ich freue mich sehr, dass ich heute hier vor Ort in Mannheim zu Ihnen sprechen kann. Das ist in diesen Zeiten nicht selbstverständlich. Ich freue mich weiter sehr darüber, dass wir dank der Videoaufzeichnung auch all die teilhaben lassen können, die heute nicht persönlich dabei sind. Auch Sie möchte ich von hier aus herzlich grüßen. Insbesondere möchte ich die Menschen in der Ferne grüßen, die dazu beigetragen haben, dass ich hier stehen kann und diesen ehrenvollen Preis für meine wissenschaftliche Arbeit entgegennehmen darf. Das sind aus meinem beruflichen Umfeld die früheren und jetzigen Mitarbeitenden an meinem Lehrstuhl und es sind – auf einer ganz anderen Ebene – meine Eltern. Vielen Dank für alles.

Wie Sie wissen, hat der Gemeinderat der Stadt Mannheim schon im Jahr 2020 beschlossen, mir den Dudenpreis zuteilwerden zu lassen – jetzt ist es endlich so weit. Damals hieß es in der Pressemitteilung, dass ich den Preis u.a. für meine Forschung zur „Kommunikation und Variation in den neuen Medien“ erhalte. Nun sind die neuen Medien so neu nicht mehr, aber tatsächlich ist diese Bezeichnung schon zu einem Schlüsselbegriff für Arbeiten geworden, die sich in der Linguistik mit der computervermittelten Kommunikation befassen. Darunter fallen die Internetanwendungen, die wir alle schon lange kennen und täglich nutzen (wie z.B. E-Mail oder WhatsApp), aber auch solche Praktiken, wie sie derzeit – nicht zuletzt durch die Pandemie – einen großen Boom erfahren (wie z.B. Videokonferenzen). Das führt mich zum Thema meines Vortrags: Ich befasse mich schon seit vielen Jahren mit der Frage, wie sich der Sprachgebrauch in der digitalen Kommunikation gestaltet. Bisher habe ich meinen Fokus auf die schriftliche Kommunikation im Internet gerichtet, und das entsprach auch lange der bevorzugten Nutzung des Computers in der Alltagskommunikation. Seit einigen Jahren spielt nun aber die digital-mündliche Kommunikation eine immer größere Rolle. Ich selbst arbeite mich zurzeit in dieses Thema ein (und es fasziniert mich immer mehr), d.h., auch ich bewege mich in meiner Forschung, wie ich es im Titel des Vortrags formuliert habe, „von der Schriftlichkeit zur Mündlichkeit“.

Der Hinweis auf den Vortragstitel bringt mich zu dem Thema, über das ich heute sprechen möchte. Ich werde zunächst in einem Rückblick den Schwerpunkt auf die schriftlich-digitale Kommunikation legen. Dann gehe ich auf den Bereich ein, zu dem seit einiger Zeit, wie bereits erwähnt, verstärkt geforscht wird: die Verwendung von gesprochener Sprache in der digitalen Kommunikation – und zwar in der Kommunikation mit Menschen (wie z.B. über Zoom) und

in der Kommunikation mit Maschinen (wie z.B. im Dialog mit Siri). Und zum Schluss komme ich zurück zur Mensch-Mensch-Kommunikation, es wird dann um das persönliche, um das nicht-digitale Gespräch gehen.

Schriftlich-digitale Kommunikation

Wo liegen die Anfänge der linguistischen Forschung zur digitalen Kommunikation? Müssen wir 20 Jahre zurückblicken? Oder 30 Jahre? Die Antwort liegt dazwischen. Ich möchte hier nur auf drei Titel aufmerksam machen, die in den 1990er-Jahren erschienen sind: Eine der ersten Buchpublikationen zu dieser Thematik stammt aus dem Jahr 1996. Es handelt sich um den Sammelband „Computer-Mediated Communication. Linguistic, Social and Cross-Cultural Perspectives“, der von Susan Herring, einer US-amerikanischen Kommunikationswissenschaftlerin, herausgegeben wurde. Der englische Ausdruck „Computer Mediated Communication“ (und damit das Kürzel CMC) im Titel dieses Buches wird auch in der deutschsprachigen Linguistik so verwendet, und auch ich werde im Folgenden nur noch kurz von CMC sprechen, wenn es um die computervermittelte Kommunikation geht. Ein zweiter Sammelband, der 1997 erschien, trägt den Titel: „Sprachwandel durch Computer“. In diesem Buch wurden damals schon die E-Mail- und die Chatkommunikation und die multimodale Gestaltung von Webseiten thematisiert. In der Einleitung schreibt der Herausgeber Rüdiger Weingarten: „Die Frage nach dem Sprachwandel durch Computer könnte [...] so beantwortet werden, daß gegenwärtig ein neues schriftsprachliches Register entsteht“ (1997: 8). Dieses neue schriftsprachliche Register, das oft als konzeptionell mündlich etikettiert wurde (erkennbar z.B. an der Verwendung umgangssprachlicher Ausdrücke, elliptischer Strukturen oder Gesprächspartikeln), stand in der Folgezeit lange im Zentrum der CMC-Forschung. Und noch ein drittes Buch aus dieser Zeit sei erwähnt, die Monografie von Jens Runkehl, Peter Schlobinski und Torsten Siever aus dem Jahr 1998 „Sprache und Kommunikation im Internet. Überblick und Analysen“, die zu einem Grundlagenwerk in der germanistischen CMC-Forschung wurde. Einer der Verfasser, Peter Schlobinski, bekam viel später, am 14. März 2012, ja auch den Konrad-Duden-Preis.

Nach diesem Rückblick auf die 1990er-Jahre möchte ich noch auf zwei aktuelle Publikationen aufmerksam machen. Auch daran sehen wir, dass die schriftlich-digitale Kommunikation in der CMC-Forschung weiterhin eine große Rolle spielt. Zum einen sei hier der Aufsatz von Michael Beißwenger „Internetbasierte Kommunikation als Textformen-basierte Interaktion. Ein neuer Vorschlag zu einem alten Problem“ genannt, der auf einem Vortrag bei der Jahrestagung des IDS zum Thema „Deutsch in sozialen Medien“ basiert und einen neuen Beschreibungsrahmen für die linguistische Analyse schriftbasierter Kommunikation präsentiert (Beißwenger 2020). Zum anderen möchte ich auf einen interessanten Aufsatz von Jannis Androutsopoulos mit dem Titel „Kontextualisierung digital. Repertoires und Affordanzen in der schriftbasierten Interaktion“ hinweisen. Dieser Text wird in einem Sammelband erscheinen, der an der Schnittstelle von CMC-Forschung und Pragmatik steht und in der Linguistik ein neues Forschungsfeld konturiert: die Digitale Pragmatik (vgl. Androutsopoulos 2023).¹⁶

¹⁶ An dieser Stelle sei angemerkt, dass mir der Dudenpreis im Jahr 2020 zugesprochen wurde, ich den Festvortrag pandemiebedingt aber erst 2022 halten konnte. Zum damaligen Zeitpunkt war der hier erwähnte Sammelband noch nicht erschienen. Damals war auch noch nicht bekannt, welche Möglichkeiten sich in der Kommunikation mit Maschinen durch die Entwicklung von ChatGPT bieten würden (siehe dazu unter

Kommen wir an dieser Stelle zu einer ersten kleinen Zwischenbilanz: Der Schwerpunkt in der CMC-Forschung lag lange Zeit – den Umständen geschuldet – auf der Analyse geschriebener Sprache. Untersucht wurde vor allem der Sprachgebrauch in der interpersonalen Kommunikation (z.B. in Chat-Dialogen), es erschienen in den vergangenen Jahren aber auch zahlreiche Arbeiten zur massenmedialen Kommunikation (etwa zur Gestaltung von Firmenwebseiten). So befasste sich die Forschung mit der Frage, wie die „multimodale Sehfläche“ auf Webseiten gestaltet ist (vgl. Schmitz 2007, siehe aktuell dazu auch Beißwenger 2020) und welche Funktion Emojis in der Kombination mit Schriftzeichen haben. Auch ich habe viel zu diesem Thema publiziert und nicht nur das Vorkommen von Emojis in informellen Texten, sondern auch in Online-Zeitungsartikeln und Werbe-E-Mails untersucht (vgl. Dürscheid 2020). Allerdings stand im Fokus der CMC-Forschung immer die Mensch-Mensch-Kommunikation, nicht die Kommunikation von Menschen mit Maschinen. Doch hier zeichnen sich inzwischen Veränderungen ab. Darauf werde ich im dritten Teil meines Vortrags eingehen. Zunächst aber wende ich mich der zwischenmenschlichen mündlich-digitalen Kommunikation zu.

Mündlich-digitale Kommunikation (mit Menschen)

Dass die mündlich-digitale Kommunikation immer wichtiger wird, sieht man nicht nur an den vielen Medienberichten zu diesem Thema,¹⁷ auch in der linguistischen Forschung findet die digitale Mündlichkeit – um im Bild zu bleiben – immer mehr Gehör. So verschicken wir Sprachnachrichten, wir telefonieren wieder mehr als früher (z.B. über WhatsApp) oder führen Gespräche in Videokonferenzen. Das Versenden von Sprachnachrichten kann man in gewisser Weise mit dem Sprechen auf einen Anrufbeantworter vergleichen, es gibt aber zentrale Unterschiede. Beispielsweise weiß man beim Sprechen auf den Anrufbeantworter in der Regel vorher nicht, dass man gleich einen kleinen Monolog halten wird, bei einer Sprachnachricht ist das der Fall; das Sprechen vollzieht sich also unter anderen Voraussetzungen (= Affordanzen, s.u.). Sprachnachrichten können auch wechselseitig ausgetauscht werden, man kann ja mit einer Audio-Datei auf eine Audio-Datei antworten. Wo liegt dann der Unterschied zum Telefonieren? Beim Telefonieren verläuft die Kommunikation synchron, der Austausch von Sprachnachrichten dagegen ist zeitversetzt. Das wiederum gilt für Videogespräche nicht, dabei handelt es sich – wie bei einem Telefonat – um eine synchron verlaufende Kommunikation, auch wenn es in der Übertragung gelegentlich zu kleinen Verzögerungen kommt. Viele von uns kennen diese Kommunikationspraxis inzwischen zur Genüge; pandemiebedingt wurde ja auch die diesjährige IDS-Tagung als Video-Online-Konferenz durchgeführt.

Im Folgenden gehe ich auf einige Merkmale dieser „videovermittelten Interaktion“ etwas genauer ein. Den Ausdruck verwende ich in Anlehnung an die Arbeiten von Christian Licoppe, einem französischen Wissenschaftssoziologen (vgl. Due/Licoppe 2021), der schon lange auf dem Gebiet forscht. Der Terminus hat den Vorteil, dass darunter sowohl Zweier- als auch Gruppengespräche fallen und dass der Anlass solcher Gespräche (privat oder institutionell) – anders als bei dem Terminus „Videokonferenz“ – offengelassen wird. Bemerkenswert ist, dass es

<https://chat.openai.com>). Dieses Dialogsystem, das auf Künstlicher Intelligenz beruht und laufend verbessert wird, ist erst seit November 2022 verfügbar.

¹⁷ Vgl. z.B. den Artikel „Schreibst du noch, oder sprichst du schon?“ unter <https://www.watson.ch/digital/whatsapp/748940742-schreibst-du-noch-oder-sprichst-du-schon>, <05.04.2022>.

solche Angebote schon recht lange gibt; Skype z.B. wurde bereits im Jahr 2003 eingeführt, BigBlueButton im Jahr 2007. Ich lege hier den Schwerpunkt auf eine neuere Anwendung, auf die Videoplattform Zoom, die seit 2013 auf dem Markt ist. Die Gebrauchseigenschaften dieses Videotools (d.h. die Affordanzen) mögen sich von anderen Anwendungen etwas unterscheiden; gemeinsam haben aber alle Angebote, dass diese Eigenschaften einen Einfluss auf die Art und Weise haben, wie wir im Videoraum sprechen. Gelegentlich kommen diese Affordanzen ja auch zur Sprache. Man denke nur an Äußerungen wie *Könnt ihr mich hören?*, *Kann man das sehen?*, *Du bist eingefroren!* und *Man hört dich nur abgehackt*. Es gibt hier eine Form von Nebenkommunikation, die die Technik relevant setzt – meist wohl oder übel, da es ja leider oft technische Probleme gibt. Das Gesprächsthema selbst spielt dabei keine Rolle; es sind die Rahmenbedingungen, die thematisiert werden.

Das ist anders bei einer zweiten Variante der Nebenkommunikation, die durch einen Modalitätswechsel gekennzeichnet ist: In der videovermittelten Interaktion wird oft nicht nur gesprochen, es wird simultan auch geschrieben. So kann man sich parallel zum Thema des Gesprächs (aber auch zu beliebigen anderen Themen) im Textchat austauschen oder kleine Piktogramme (z.B. ein Herz-Emoji) schicken, während der andere spricht. Das ist eine neue Form von Oralität, von Schriftlichkeit in der Mündlichkeit. Ich bezeichne sie in Anlehnung an einen Beitrag von Theresa Heyd (s.u.) als „tertiäre Mündlichkeit“ – im Unterschied zur (nur oralen) primären Mündlichkeit in Face-to-Face-Gesprächen und zur (nur oralen) sekundären Mündlichkeit in der medienvermittelten Kommunikation.

Ein weiterer Aspekt, in dem sich Video-Interaktionen von Face-to-Face-Gesprächen unterscheiden, betrifft den Sprecherwechsel: Sind mehrere Personen in einem Videogespräch, hebt man in der Regel die (physische oder virtuelle) Hand, um anzuzeigen, dass man etwas sagen möchte. In einem persönlichen Gespräch wäre es seltsam, sich jeweils auf diese Weise zu Wort zu melden – zumindest, wenn man sich nicht gerade in einer Sitzung oder in einer Unterrichtssituation befindet. Hinzu kommt, dass in der videovermittelten Interaktion die Wahrnehmung eingeschränkt ist. Man sieht den Raum, in dem die Interaktion stattfindet, nur eingeschränkt – und dies auch nur dann, wenn kein virtueller Hintergrund gewählt wurde. Es fehlt also die 360-Grad-Perspektive.¹⁸ Doch nicht nur den Raum, auch die Personen, die sich in den Videokacheln befinden, nimmt man nur ausschnitthaft wahr, meist nur von der Taille an aufwärts. Viele non-verbale Hinweise fallen damit weg, zudem herrscht dadurch eine andere Gesprächsatmosphäre, als dies bei einem physischen Treffen der Fall wäre.¹⁹ Und noch ein Punkt sei genannt, der ebenfalls mit den Rahmenbedingungen zusammenhängt, unter denen sich die videovermittelte Interaktion vollzieht: Das Verhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit gestaltet sich anders als in einem Offline-kontext. Im Video gewährt man den anderen – im wörtlichen Sinne – Einblicke in das eigene, persönliche Umfeld, etwa am Arbeitsplatz oder zuhause (sofern die Kamera nicht ausgeschaltet oder das Bild unscharf gestellt ist). Schafft dies eine neue Form von Vertrautheit? Und welchen Einfluss hat das auf das Gesprächsverhalten?

¹⁸ Zwar kann man eine solche Perspektive im physischen Raum auch nur bedingt einnehmen; es wäre ja unhöflich, anderen im Gespräch den Rücken zuzukehren. Grundsätzlich ist es aber möglich, den Blick schweifen zu lassen und so den Raum als Ganzes zu erfassen.

¹⁹ Wie viele andere Neologismen ist auch diese Formulierung der Pandemie geschuldet. Hätte man früher spezifiziert, ob man sich physisch oder virtuell trifft?

Es gibt also eine Vielzahl von Forschungsfragen, die nicht nur für die Linguistik interessant sind, sondern auch für die Psychologie, die Medienwissenschaft, die Philosophie und andere Disziplinen. Einige dieser Fragen werden im Folgenden aufgelistet:

1. Wie gestalten sich die Eröffnungs- und Beendigungsphasen in der videovermittelten Interaktion (z.B. im Vergleich zu einem Face-to-Face- oder einem Telefongespräch)?
2. Welche Rolle spielt der (fehlende) Blickkontakt, die Wahrnehmung der eigenen Person beim Sprechen, die Tatsache, dass man beim Sprechen die anderen Personen ggf. nicht sieht, selbst aber wie durch einen venezianischen Spiegel beobachtet werden kann?
3. Wie wird die Technik relevant gesetzt? Wie relevant ist die Technik?
4. Welche linguistischen Disziplinen eignen sich am besten zur Beschreibung des Untersuchungsgegenstands? Ist es die Multimodale Interaktionsanalyse, die Konversationsanalyse, die Ethnomethodologie, die Medienlinguistik – oder eine Triangulation verschiedener Ansätze und Methoden?

Mündlich-digitale Kommunikation (mit Maschinen)

Ich komme nun zum dritten Teil meines Vortrags, zum Sprechen mit Maschinen. Dazu zählt sowohl die Kommunikation mit Robotern als auch mit virtuellen Assistenzsystemen – beides fällt in der Forschung zur Mensch-Maschine-Kommunikation unter den Oberbegriff „Maschine“. Betrachten wir zunächst einige Anwendungsbeispiele: Mit virtuellen Assistenzsystemen kommuniziert man, wenn man zuhause das Licht, die Heizung oder den Fernseher über Sprachbefehle steuert, wenn man eine Kundendiensthotline anruft oder mit Siri am Handy „spricht“. Roboter werden eingesetzt in der Altenpflege, in Einkaufszentren, als Museumsführer oder an der Rezeption von Hotels. Ein bekanntes Beispiel für einen solchen Roboter ist Pepper, der ca. 120 cm groß ist und auf einem fußähnlichen Sockel steht. Einen kleinen Einblick zur Nutzung von Pepper in einem Schweizer Seniorenzentrum bietet ein Videoclip, in dem die Heimleiterin ein Gespräch mit Pepper führt.²⁰ Einige Informationen zum Einsatz von Robotern in der Altenpflege werde ich gegen Ende des Vortrags geben, zunächst aber lege ich den Schwerpunkt auf das Sprechen mit virtuellen Assistenzsystemen, genauer: auf das Sprechen mit Sprachassistenten. In einem ersten Schritt werde ich, ausgehend von zwei Zitaten, auf die Stichworte „Sprachassistent“ und „Mündlichkeit“ Bezug nehmen, dann präsentiere ich einige Dialogausschnitte.

Das erste Zitat stammt aus einem Lexikonartikel, der von Oliver Bendel, einem Experten auf dem Gebiet der Robotik, verfasst wurde: „Sprachassistenten sind natürlichsprachliche Dialogsysteme, die Anfragen der Benutzer beantworten und Aufgaben für sie erledigen, in privaten und wirtschaftlichen Zusammenhängen“ (Bendel 2017: o.S.). Neben dem Terminus „Sprachassistent“ wird in der Forschung oft auch der Ausdruck „virtueller Assistent“ oder „digitaler Assistent“ verwendet, und auch ich gebrauche diese Ausdrücke synonym. Das zweite Zitat findet sich in einem Aufsatz von Theresa Heyd mit dem Titel „Tertiary orality? New approaches

²⁰ Siehe dazu unter der Adresse <https://www.falkenhof.ch/Aktuell/Pepper-war-fuer-12-Wochen-im-Falkenhof/ooZRNIaG/PDWOe/>, <23.03.2022>.

to spoken CMC“. Sie schreibt: „The destabilization of human agency is even more evident in the rise of digital assistants such as Alexa and Siri. While avatars, chatbots, and similar nonhuman communicating agents had been a staple of digital discourse, for example in service encounters, since the 2000s [...], the rise of digital assistants has exposed their implications for CMC research on a much wider scale“ (Heyd 2021: 138). Heyd betont in dieser Textpassage, dass es schon früher solche Dialogsysteme gegeben habe, die neuen technischen Entwicklungen aber noch ganz andere Implikationen hätten. An anderer Stelle führt sie das etwas genauer aus: Es zeigen sich, so argumentiert sie, neue Praktiken in der mündlichen Kommunikation, die durch Konvergenzen gekennzeichnet seien (vgl. Heyd 2021: 139). Zum einen würden Mensch und Maschine konvergieren, zum anderen Schriftlichkeit und Mündlichkeit. Was Letzteres betrifft, so kann ich dem beipflichten; ich selbst habe weiter oben ja schon darauf hingewiesen, dass sich in der videovermittelten Interaktion eine neue, dritte Form von Schriftlichkeit in der Mündlichkeit zeigt. Doch gibt es auch eine Konvergenz von Mensch und Maschine? Tatsächlich ist eine synthetische Stimme oft so echt, dass man nicht erkennt, dass es keine menschliche Stimme ist – hier stimme ich Theresa Heyd zu. In anderen Punkten zeigt sich meines Erachtens aber (noch?) keine solche Konvergenz. Ich komme darauf zurück.

Die folgenden vier Beispiele sollen illustrieren, wo die Möglichkeiten und Grenzen einer Interaktion von Mensch und Maschine liegen. Die ersten beiden Dialogausschnitte kommentiere ich nicht weiter, von künstlicher Intelligenz kann hier nicht die Rede sein. In beiden Fällen handelt es sich um Anrufe bei einer Kundendiensthotline. Ein gewichtiger Unterschied liegt aber darin, dass im ersten Beispiel nur die Automatenstimme (Y) spricht, der Mensch nicht (X). Das zweite Beispiel ist etwas elaborierter: Zum einen sind die Dialogmöglichkeiten etwas weiter gefasst, zum anderen sprechen beide Akteure. In der vorletzten Zeile fällt hier das Wörtchen *Super* auf. Soll damit Nähe inszeniert werden?

Beispiel 1

Y: Für Fragen bezüglich Ihrem Mobilprodukt drücken Sie bitte die 1. Bei Fragen zu Ihrem Internet drücken Sie bitte die 2. Bei Fragen zu Ihrem TV drücken Sie bitte die 3.
X: [Taste 1 wird gedrückt]
Y: Für Yallo-Prepaid drücken Sie 1, Yallo-Abo 2.
X: [Taste 2 wird gedrückt]
Y: Um den Verlust oder Diebstahl Ihres Handys zu melden, drücken Sie 1. Andere Fragen 2.
X: [Taste 2 wird gedrückt]
Y: Ihr Gespräch kann zur Qualitätskontrolle aufgezeichnet werden. Sie werden mit dem nächsten freien Mitarbeiter verbunden.

Beispiel 2

Y: Herzlich willkommen beim Straßenverkehrsamt des Kantons Aargau. Das Gespräch wird zur Qualitätsverbesserung aufgezeichnet. Ich bin der intelligente Sprachroboter und kann jetzt viele Ihrer Fragen direkt beantworten. [...] Bitte stellen Sie Ihre Frage jetzt.
X: Ich habe mein Nummernschild verloren. Was muss ich machen?
Y: Wenn Sie Ihr Nummernschild verloren haben, müssen Sie als Erstes eine Verlustanzeige bei der Polizei machen. [...] Möchten Sie die Antwort nochmals hören?
X: Nein.
Y: Möchten Sie eine weitere Frage stellen?

X: Ja.

Y: Super. Kommen wir zur nächsten Frage. Bitte stellen Sie Ihre Frage jetzt.

X: Ich habe meine Wohnadresse geändert. Muss ich Ihnen das mitteilen?

Das nächste Beispiel zeigt einen kleinen Dialog, den meine Doktorandin Florina Züllli mit dem Google Assistant geführt hat. Mit dieser Software ist der Google-Home-Lautsprecher ausgestattet, den man zur Fernsteuerung von Geräten nutzen kann. Meist werden dem Assistenten nur kurze Sprachbefehle erteilt (z.B. *Hey Google. Schließe/Öffne die Jalousien* oder *Hey Google. Dimme das Licht auf 50 %*), es können aber auch Fragen gestellt werden (z.B. *Wie weit ist es von A nach B?*). Im Folgenden wird gezeigt, wie das Assistenzsystem reagiert, wenn nicht enzyklopädisches Wissen abgefragt wird, sondern es beispielsweise um subjektive Einschätzungen geht.

Beispiel 3

Florina Züllli: Hey Google. Weißt du, dass du eine Maschine bist?

Google Assistant: Ich mag den Kontakt mit Menschen.

Florina Züllli: Hey Google. Hast du ein Bewusstsein?

Google Assistant: Ich hab zwar ein starkes Selbstbewusstsein, doch bin ich mir meiner Selbst nicht richtig bewusst.

[...]

Florina Züllli: Hey Google. Hättest du gerne einen Körper?

Google Assistant: Nicht wirklich. Aber das Google-Team sagt, ich habe ein grosses Herz.

Florina Züllli: Hey Google. Was hältst du von Robotern und Menschen, die eine Partnerschaft führen?

Google Assistant: Roboter kommt ja aus dem Russischen und bedeutet «arbeiten». Ich robote gern, wenn ich dir helfen kann.

Florina Züllli: Hey Google. Findest du, Menschen und Roboter sollten heiraten dürfen?

Google Assistant: Entschuldigung, das habe ich nicht verstanden.

Florina Züllli: Hey Google. Möchtest du mich heiraten?

Google Assistant: Das ist eine Sache, bei der wir beide zustimmen müssen. Ich möchte aber lieber eine freundschaftliche Beziehung zu dir haben. Bei allem anderen fühle ich mich unwohl.

Florina Züllli spricht hier Sachverhalte an, die außerhalb dessen liegen, was der Algorithmus verarbeiten kann. Im Resultat erhält sie Antworten, die zeigen, dass ihre Fragen nicht adäquat verstanden wurden. Zu betonen ist aber auch, dass die Antworten auf grammatischer Ebene korrekt sind, die Schwierigkeiten zeigen sich nur auf der pragmatischen Ebene. Angemerkt sei weiter, dass die Rollenverteilung in diesem Dialog nicht ebenbürtig ist: Der Mensch stellt die Fragen, die Maschine versucht zu reagieren, übernimmt aber selbst nie das Rederecht. Und nicht nur der Sprecherwechsel gestaltet sich anders als in natürlichen Gesprächen, es kommt auch an keiner Stelle zu einer Überlappung der Gesprächsbeiträge oder zu Höreraktivitäten von Seiten der Maschine. Nun mag man einwenden, dass all das ja auch nicht zu erwarten ist. Will man die Unterschiede zwischen Mensch-Maschine- und Mensch-Mensch-Dialogen gesprächsanalytisch beschreiben, ist es dennoch aufschlussreich, diese Beschreibungskategorien heranzuziehen.

Das vierte und letzte Beispiel umfasst zwei kleine Dialoge, die ich selbst auf meinem Handy mit Siri geführt habe. Ich hatte das so eingestellt, dass zusätzlich zur Sprachausgabe die Antworten schriftlich angezeigt werden. Sehen wir einmal davon ab, dass Siri in der ersten Frage-Antwort-Sequenz den Oberbürgermeister fälschlich zum Bürgermeister macht. Aus linguistischer Sicht interessant ist hier, dass das Pronomen *er* in der zweiten Frage nicht zugeordnet werden kann. Stattdessen folgt der Hinweis auf eine Website, die aber thematisch nicht passende Informationen enthält. Der Bezug zum vorangehenden Satz wird also nicht hergestellt, obwohl das Personalpronomen direkt im Anschluss an die Frage steht, in der das Referenzobjekt genannt wurde. In der zweiten Frage-Antwort-Sequenz wird zudem nicht erkannt, dass mich das IDS in Mannheim und nicht eine Sprachschule gleichen Namens in Offenburg interessiert. Doch das ist Kontextwissen, über das die Software nicht verfügen kann. Bemerkenswert aber ist, dass das Substantiv *Öffnungszeiten* hier korrekt auf das IDS in Mannheim bezogen wird.

Beispiel 4

Christa Dürscheid: Hey Siri. Wie heißt der Oberbürgermeister von Mannheim?

Siri: Peter Kurz ist Bürgermeister.

Christa Dürscheid: Seit wann ist er im Amt?

Siri: Das habe ich online zu «seit wann ist er im Amt» gefunden. [...]

Christa Dürscheid: Hey Siri. Wie lautet die Adresse vom Institut für Deutsche Sprache?

Siri: Eine von mir gefundene Option ist [...] in Offenburg. Hört sich das gut an?

Christa Dürscheid: Nein.

Siri: Eine zweite Option ist [...] in Mannheim. Meinst du dieses Ergebnis?

Christa Dürscheid: Ja. Und wie sind die Öffnungszeiten?

Siri: Die Öffnungszeiten heute sind von 10 Uhr bis 17 Uhr.

An einem anderen Tag hatte ich nochmals nach der Adresse des IDS gefragt. Möglicherweise war meine Aussprache wegen einer Erkältung etwas undeutlich, auf jeden Fall erhielt ich die folgende Antwort: *Hm, irgendwas kommt bei mir nicht ganz richtig an*. Interessant ist, dass in diesem Satz die Gesprächspartikel *hm* verwendet wird. Solche Partikeln sollen Nähe und Informalität anzeigen. In dieselbe Richtung weist die verkürzte Verbform *Ich hab* in Beispiel 3 (vgl. *Ich hab zwar ein starkes Selbstbewusstsein [...]*). Solche Ausdrucksweisen werden in der Programmierung eingebaut, um, wie Oliver Bendel treffend schreibt, einerseits „typisch menschliche Ausdrucksweisen nachzuahmen, andererseits Imperfektion anzuwenden, um Perfektion (im Sinne von Glaubwürdigkeit und Echtheit) zu erreichen“ (Bendel 2017: o.S.).

Bevor wir uns nun der Kommunikation mit Robotern zuwenden, komme ich zu einer zweiten Zwischenbilanz. Diese umfasst vier Punkte:

1. Wie wir gesehen haben, sind die Antworten von Sprachassistenten auf grammatischer Ebene korrekt, sie sind aber oft ausweichend bzw. situativ unangemessen.

2. Was die Spracherkennung betrifft, so gibt es verschiedene Faktoren, die den Assistenzsystemen Probleme bereiten (z.B. eine undeutliche Aussprache, aber auch – und dies mehr noch – der Dialektgebrauch).²¹
3. Enzyklopädisches Wissen ist im Dialog mit Sprachassistenten abfragbar (z.B. *Wie hoch ist der Eiffelturm?*), persönliche Einstellungen sind es nicht (z.B. *Was hältst du von Donald Trump?*).
4. Eine freie Themenentfaltung ist nicht möglich; in der Regel beschränken sich die Mensch-Maschine-Interaktionen nur auf Frage-Antwort-Sequenzen.

Vieles von dem, was ich bisher dargelegt habe, trifft auch auf die Mensch-Roboter-Kommunikation zu, die Software ist ja oft dieselbe. Roboter haben aber anders als digitale Assistenzsysteme eine physische Gestalt, sie können also in beschränktem Maße auch non-verbal (z.B. über Arm- und Kopfbewegungen), nicht nur verbal kommunizieren. Wie aktuelle Studien zeigen, nimmt der Einsatz von sozialen Robotern stetig zu; insbesondere in der Altenpflege gibt es verschiedene Bereiche, in denen sie zum Einsatz kommen. So haben Pflegeroboter nicht nur die Aufgabe, das Personal bei Routineaufgaben zu unterstützen (etwa beim Umbetten oder in der Körperpflege), sie dienen auch der sozialen Interaktion, sie sollen kleine Geschichten und Witze erzählen und die älteren Menschen mit Ratespielen unterhalten. Genauere Informationen dazu (und aktuelle Zahlen zur Roboternutzung) findet man in dem Beitrag „Mit welchen Strategien erzeugen Pflegeroboter Vertrauen? Analyse aktueller Beispiele“ (Knoepfli 2021). Andrea Knoepfli thematisiert hier auch den so genannten „Uncanny-Valley-Effekt“. Darunter versteht man den Umstand, dass die Akzeptanz von Robotern abnimmt, wenn sie zwar sehr menschenähnlich aussehen, es aber doch noch subtile Unterschiede gibt. Dieser Effekt, so schreibt sie, „tritt besonders dann auf, wenn Kompositionen nicht aufeinander abgestimmt sind, wie z.B. die Augen und Gesichtsgröße oder der Realitätsgrad der Haut und der Realitätsgrad der Augen [...]. Weiter spielt auch der Ablauf der Bewegungen eine bedeutende Rolle. Diese dürfen keinesfalls ruckartig sein, da sonst der Eindruck eines Zombies entsteht“ (Knoepfli 2021: 200).

Sieht ein Roboter aus wie Pepper, der nur 120 cm groß ist und ein Tablet ‚auf der Brust‘ trägt, tritt der Uncanny-Valley-Effekt sicherlich nicht auf. Anders ist es aber, wenn ein Roboter antropomorph gestaltet wurde, wenn er dem Menschen also zum Verwechseln ähnlich sieht. Hiroshi Ishiguro, Direktor des Robotik-Labors an der Universität Osaka, hat auf der Basis seines eigenen Aussehens einen solchen Roboter entwickelt. Auf einer Konferenz in Zürich berichtet er davon, dass sein Doppelgänger schon ein recht guter Spielpartner für seine fünfjährige Tochter ist.²² Diese Konferenz liegt allerdings schon lange zurück, sie fand im Jahr 2007 statt. Mittlerweile ist die Entwicklung künstlicher Intelligenz schon weit fortgeschritten (vgl. Ishiguro 2020). Doch wird es jemals so weit kommen, dass Mensch und Maschine konvergieren, dass

²¹ Dies ist nur eine Momentaufnahme, daran wird sich bald etwas ändern. So wird derzeit an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) an einer Software gearbeitet, die eine Spracheingabe auf Schweizerdeutsch versteht (siehe unter <https://www.dialektsammlung.ch/de>, <16.03.2022>). Ein kleiner Nachtrag: In der NZZ am Sonntag vom 27. März 2022 (S. 49) ist unter der Überschrift „Siri versteht jetzt Schwyzerdütsch“ zu lesen, dass die Dialekterkennung schon erstaunlich gut funktioniert. Es gebe aber auch verschiedene Probleme. So wird *Stels Liecht im Schlofzemmer a* von Siri fälschlich als Aufforderung interpretiert, das Licht auszuschalten. Dagegen würde der Befehl *Stels Liecht i* richtig verstanden.

²² Vgl. https://www.ethlife.ethz.ch/archive_articles/070910-aimcongress/, <27.03.2022>.

sie sich im Sprachgebrauch und im Kommunikationsverhalten tatsächlich nicht mehr unterscheiden? Liest man den Beitrag von Gerd Antos mit dem Titel „Wenn Roboter ‚mitreden‘ ... Brauchen wir eine Disruptions-Forschung in der Linguistik?“, dann drängt sich der Eindruck auf, dass dieser Zeitpunkt schon gekommen ist. Antos (2017: 394) schreibt: „Der homo loquens hat sein gattungstypisches Monopol auf sprachliche Kommunikation inzwischen verloren – und zwar an mit uns kommunizierende Roboter und Sprach-Assistenten!“.

Mein geschätzter Kollege Gerd Antos hat in diesem Punkt aber nicht recht. Die Sprache ist weiterhin das Alleinstellungsmerkmal des Menschen; auch im Kommunikationsverhalten reichen Maschinen nicht an den Menschen heran. Sie haben keine Empathie, sie können die Äußerungen nicht situativ einordnen, nicht Ironie verstehen, nicht zwischen den Zeilen lesen. Vermutlich aber sieht die Situation in 20 bis 30 Jahren ganz anders aus, die Digitalisierung geht weiter, der Linguistik werden sich noch viele neue Frage stellen. Ich selbst möchte mich in künftigen Arbeiten u.a. damit beschäftigen, welche Auswirkungen es auf unseren Sprachgebrauch hat, wenn wir immer öfter mit Maschinen sprechen. So scheint mir, dass wir Menschen es sind, die unnatürlich sprechen (z.B. eine übertrieben deutliche Aussprache verwenden und auf Ironie verzichten) und die Maschinen in der mündlichen Kommunikation immer natürlicher wirken.

Mündliche, nicht-digitale Kommunikation

Damit komme ich zum Schluss – und zurück zur Mensch-Mensch-Kommunikation. Doch darüber werde ich heute nicht mehr vortragen, das sollten wir einfach tun. Ich freue mich sehr, dass nun die Gelegenheit für ein persönliches Gespräch ist. Diejenigen, die in der Ferne zuhören, können sich zwar nicht daran beteiligen, aber das werden wir sicher bei anderer Gelegenheit nachholen. Wir hier in Mannheim werden jetzt den Modus wechseln und einfach nur (nicht-digital) miteinander sprechen – und das bei einem guten Glas Sekt.

Literatur

- Androutsopoulos, Jannis (2023): Kontextualisierung digital: Repertoires und Affordanzen in der schriftbasierten Interaktion. In: Simon Meier-Vieracker/Lars Bülow/Konstanze Marx/Robert Mroczynski (Hrsg.): *Digitale Pragmatik*. Stuttgart, 13–38.
- Antos, Gerd (2017): Wenn Roboter «mitreden» ... Brauchen wir eine Disruptions-Forschung in der Linguistik? In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 45 (3), 359–385.
- Beißwenger, Michael (2020): Internetbasierte Kommunikation als Textformen-basierte Interaktion: ein neuer Vorschlag zu einem alten Problem. In: Henning Lobin/Konstanze Marx/Axel Schmidt (Hrsg.): *Deutsch in sozialen Medien: interaktiv, multimodal, vielfältig*. Berlin/Boston (= Jahrbuch 2019 des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache), 291–318.
- Bendel, Oliver (2017): Sprachassistent. In: *Gabler Wirtschaftslexikon*. <https://wirtschaftslexikon.gabler.de/definition/sprachassistent-123447>, <05.04.2022>.
- Due, Brian Lystgaard/Licoppe, Christian (2020): Video-Mediated Interaction (VMI): Introduction to a special issue on the multimodal accomplishment of VMI institutional activities. In: *Social Interaction. Video-Based Studies of Human Sociality*. 3/3.
- Dürscheid, Christa (2020): Zeichen setzen im digitalen Schreiben. In: Jannis Androutsopoulos/Florian Busch (Hrsg.): *Register des Graphischen: Variation, Interaktion und Reflexion in der digitalen Schriftlichkeit*. Berlin/Boston (= *Linguistik – Impulse und Tendenzen*), 31–51.
- Herring, Susan C. (Hrsg.) (1996): *Computer-Mediated Communication: Linguistic, Social and Cross-Cultural Perspectives*. Amsterdam.
- Heyd, Theresa (2021): Tertiary orality? New approaches to spoken CMC. In: *Anglistik* 32 (2), 131–147.
- Ishiguro, Hiroshi (2020): *How Human Is Human? The View from Robotics Research*. Übersetzt von Tony Gonzalez. Tokyo.
- Knoepfli, Andrea (2021): Mit welchen Strategien erzeugen Pflegeroboter Vertrauen? Analyse aktueller Beispiele. In: Sarah Brommer/Christa Dürscheid (Hrsg.) (2021): *Mensch. Maschine. Kommunikation. Beiträge zur Medienlinguistik*. Tübingen, 191–208.
- Runkehl, Jens/Schlobinski, Peter/Siever, Torsten (1998). *Sprache und Kommunikation im Internet. Überblick und Analysen*. Opladen.
- Schmitz, Ulrich (2007): Schlesen. Text-Bild-Gestalten in massenmedialer Kommunikation. In: Kersten Sven Roth/Jürgen Spitzmüller (Hrsg.): *Textdesign und Textwirkung in der massenmedialen Kommunikation*. Konstanz: UVK, 93–108.
- Weingarten, Rüdiger (Hrsg.) (1997): *Sprachwandel durch Computer*. Opladen.